

btb

»Alles daran war schrecklich, aber es war halb so schlimm.« 29 Beitragende schreiben über eine Welt, in der man als Betroffene*r von sexueller Gewalt und Aggression die Folgen oft allein ertragen muss und sich einredet, dass es ganz so schlimm nicht gewesen sein kann. Eine Welt, in der Überlebende von Missbrauch – falls sie sich doch trauen, ihre Stimme zu erheben – routinemäßig diskreditiert, verunglimpft, verleumdet, herablassend behandelt, verspottet, beschämt, beleidigt und schikaniert werden. Eine Welt, in der es normal zu sein scheint, in einer Rape Culture zu leben, Kindesmissbrauch zu dulden und auf der Straße belästigt zu werden. »Halb so schlimm« versammelt Essays, die sich oft sehr persönlich und immer unerschrocken ehrlich zeigen, die unsere Welt spiegeln, wie sie ist, und gleichzeitig endlich klarstellen wollen, dass halb so schlimm nicht mehr gut genug sein darf.

Ausgewählt von Kulturkritikerin und Bestsellerautorin Roxane Gay.

Mit Beiträgen von:

Aubrey Hirsch, Jill Christman, Claire Schwartz, Lynn Melnick, Brandon Taylor, Emma Smith-Stevens, AJ McKenna, Lisa Mecham, Vanessa Mártir, Ally Sheedy, xTx, So Mayer, Nora Salem, Lyz Lenz, Amy Jo Burns, V. L. Sleek, Michelle Chen, Gabrielle Union, Liz Rosema, Anthony Frame, Samhita Mukhopadhyay, Miriam Zoila Pérez, Zoë Medeiros, Sharisse Tracey, Stacey May Fowles, Elisabeth Fairfield Stokes, Meredith Talusan, Nicole Boyce, Elissa Bassist

Halb
SO
schlimm

29 Essays über Rape Culture

Herausgegeben von Roxane Gay

*Aus dem amerikanischen Englisch
von Cornelia Röser*

btb

Die englische Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel
»Not that bad« bei Harper Perennial, einem Imprint von
HarperCollins.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe September 2024

im btb Verlag in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Copyright © der Originalausgabe 2018 by Roxane Gay

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2024 im btb Verlag, München

Umschlaggestaltung: semper smile | München

nach einem Entwurf von © Robin Bilardello/Harper Collins

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

MSP · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-77428-9

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/penguinbuecher

*Für alle, die in der Rape Culture Narben davongetragen
haben und trotzdem überleben*

Inhalt

Roxane Gay – Einleitung	9
Aubrey Hirsch – Fragmente	14
Jill Christman – Slaughterhouse Island	27
Claire Schwartz – Und die Wahrheit ist: Ich habe keine Geschichte	45
Lynn Melnick – Die glücklichste MILF in Brooklyn	61
Brandon Taylor – Zuschauer. Meine Familie, mein Vergewaltiger und das Trauern im Internet	72
Emma Smith-Stevens – The Sun	82
AJ McKenna – Dreiundsechzig Tage	92
Lisa Mecham – Nur die Einsamen	103
Vanessa Mártir – Was ich mir sagte	112
Ally Sheedy – Stasis	118
xTx – Wie wir lernen, Mädchen zu sein	127
So Mayer – Floccinaucinihilipilification	141
Nora Salem – Der Lebenszerstörer	155
Lyz Lenz – Die wütenden Frauen	168

Amy Jo Burns – Brave Mädchen	180
V. L. Sleek – Äußerster Widerstand. Das Recht und die lesbische Frau oder: Wie ich in einem Seminarraum saß und meine männlichen Kommilitonen über die Definition von Gewalt und Einvernehmlichkeit diskutierten	191
Michelle Chen – Körper gegen Grenzen	204
Gabrielle Union – Den Schandfleck entfernen	219
Liz Rosema – What We Didn't Say	223
Anthony Frame – Ich habe Ja gesagt	229
Samhita Mukhopadhyay – Es besser wissen	244
Miriam Zoila Pérez – Nicht so laut. Stille Begegnungen mit der Rape Culture	251
Zoë Medeiros – Warum ich aufgehört habe	258
Sharisse Tracey – Das perfekte Bild	268
Stacey May Fowles – Endlich darüber hinwegkommen	288
Elisabeth Fairfield Stokes – Ernten, was die Rape Culture sät: Live von den Schlachtfeldern, auf denen man in Amerika zur Frau heranwächst	305
Meredith Talusan – Unsichtbare Lichtwellen	317
Nicole Boyce – Es nach Hause schaffen	323
Elissa Bassist – Warum ich nicht Nein gesagt habe	339
Autor*innen	357
Danksagung	363
Literatur	365

ROXANE GAY

Einleitung

Als ich zwölf war, wurde ich im Wald hinter meinem Wohnviertel von einer Gruppe Jungen mit den gefährlichen Absichten böser Männer vergewaltigt. Es war eine schreckliche Erfahrung, die mein Leben verändert hat. Vorher war ich naiv und behütet gewesen. Ich hatte geglaubt, Menschen wären von Natur aus gut, und die Sanftmütigen würden das Erdreich besitzen. Ich hatte Vertrauen und glaubte an Gott. Und dann tat ich es nicht mehr. Ich war gebrochen. Ich hatte mich verändert. Ich werde nie wissen, wer ich gewesen wäre, wenn ich nicht das Mädchen im Wald gewesen wäre.

Als ich älter wurde, lernte ich unzählige Frauen kennen, die alle Arten von Gewalt, Belästigung, sexueller Nötigung und Vergewaltigungen erlitten hatten. Ich hörte ihre Leidensgeschichten und dachte: *Was ich durchgemacht habe, war schlimm, aber es könnte schlimmer sein.* Die meisten meiner Narben sind verblasst. Ich habe gelernt, mit meinem Trauma zu leben. Das Mädchen, das ich früher war, haben diese Jungen getötet, aber sie haben mich nicht ganz getötet. Sie haben mir keine Pistole an den Kopf gehalten und kein Messer an die Kehle, und sie haben nicht gedroht, mich umzubringen. Ich habe überlebt. Ich habe gelernt, für mein Überleben dankbar zu sein, auch wenn Überleben nicht viel zu sein schien.

Vielleicht tröstete es mich, wenn ich mir sagte, was ich durchgemacht hatte, sei »halb so schlimm«. Indem ich mir erlaubte zu denken, dass eine Gruppenvergewaltigung »halb so schlimm« sei, konnte ich mein Trauma auf etwas Fassbares herunterbrechen, auf etwas, das ich mit mir herumtragen konnte, statt von seiner Größe vernichtet zu werden.

Aber auf lange Sicht schadete mir das Kleinreden meiner Erlebnisse mehr, als dass es mir half. Ich schuf einen unrealistischen Maßstab dafür, welche Behandlungsweisen in Beziehungen, Freundschaften und bei zufälligen Begegnungen akzeptabel waren. Oder besser: Hätte ich eine Messlatte dafür gehabt, wie ich es verdiente, behandelt zu werden, dann hätte diese Latte tief unter dem Erdboden gelegen. Wenn eine Gruppenvergewaltigung *halb so schlimm* war, dann war es noch viel weniger schlimm, wenn man gestoßen wurde oder von einer fremden Hand so fest am Arm gepackt, dass fünf Blutergüsse zurückblieben, oder wenn einem wegen eines großen Busens hinterhergepiffen wird oder wenn mir jemand in die Hose griff und sagte, ich solle für die romantische Aufmerksamkeit dankbar sein, weil ich nicht gut genug wäre, und so weiter und so fort. Alles das war schrecklich, aber alles war *halb so schlimm*. Die Liste dessen, was ich mir gefallen ließ, nahm Ausmaße an, die ich irgendwann nicht mehr mit mir herumschleppen konnte.

Indem ich die Vorstellung des »halb so schlimm« verinnerlichte, wurde ich unheimlich hart gegen mich selbst, weil ich nicht schnell genug »darüber hinwegkam«, während die Jahre vergingen und ich immer noch so viel Schmerz und so viele Erinnerungen mit mir herumtrug.

Dass ich das »halb so schlimm« verinnerlichte, stumpfte mich ab gegenüber schlechten Erfahrungen, die weniger schlimm waren als die schlimmsten Geschichten, die ich ge-

hört hatte. Jahrelang hatte ich völlig unrealistische Vorstellungen davon, unter welcher Art von Erfahrungen man leiden durfte, sodass nur noch sehr wenig übrig blieb. Meine Empathie bekam eine Art Hornhaut.

Ich weiß nicht, wann sich das änderte, wann mir allmählich bewusst wurde, dass alle Erfahrungen mit sexueller Gewalt tatsächlich *schlimm* sind. Es war nicht die eine große Erleuchtung. Irgendwann hatte ich mich endlich so weit mit meiner Vergangenheit versöhnt, dass ich erkennen konnte: Was ich durchgemacht hatte, war wirklich *schlimm*; die Erlebnisse von allen anderen waren wirklich *schlimm*. Irgendwann hatte ich endlich genug Menschen kennengelernt, hauptsächlich Frauen, die ihre schrecklichen Erlebnisse für halb so schlimm hielten, genau wie ich, obwohl sie eindeutig ganz schlimm waren. Ich beobachtete diese abgestumpfte Empathie an Menschen, die jedes Recht gehabt hätten, ihre Wunden offen zu zeigen, und ich fand den Anblick unerträglich.

Als mir die Idee für diese Anthologie kam, wollte ich eine Sammlung von Essays über Rape Culture zusammenstellen – ich dachte an ein paar Reportagen, ein paar persönliche Geschichten, Texte, die sich mit dem Begriff auseinandersetzen. Der Ausgangspunkt sollte die Frage sein, was es bedeutet, in einer Welt zu leben, in der das Wort »Rape Culture« existiert. Mich interessierte der Diskurs über Rape Culture, weil der Begriff oft benutzt wird, man sich aber nur selten damit befasst, was er eigentlich bedeutet. Was bedeutet es, in einer Kultur zu leben, in der es oft eher eine Frage des Wann und nicht des Ob zu sein scheint, dass eine Frau irgendeine Art von sexueller Gewalt erfährt? Was bedeutet es für Männer, sich in dieser Kultur zu bewegen, je nachdem, ob ihnen Rape Culture egal ist, ob sie sich bemühen, sie zu überwin-

den, oder selbst einen signifikanten oder geringfügigen Teil dazu beitragen?

Die vorliegende Anthologie ist ganz anders geworden, als ich anfänglich beabsichtigt hatte. Als ich die ersten Beiträge erhielt, war ich verblüfft, wie viele persönliche Erfahrungen darunter waren. Da gab es unzählige Geschichten von Personen aus dem gesamten Genderspektrum, die darüber berichteten, wie sie auf die eine oder andere Art sexuelle Gewalt erfahren hatten oder durch enge Beziehungen zu Menschen, die sexuelle Gewalt erfahren hatten, in Mitleidenschaft gezogen wurden. Mir wurde bewusst, dass ich meinen ursprünglichen Plan für diese Anthologie aufgeben musste, um Raum für das zu schaffen, was dieses Buch offenbar unbedingt werden musste: ein Ort, an dem Menschen ihren Erfahrungen eine Stimme geben können, ein Ort, an dem Menschen mitteilen können, wie schlimm es wirklich ist, ein Ort, an dem Menschen zeigen können, in welcher Form die Rape Culture sie geprägt hat.

Durch diese Texte, so hoffe ich, wird sich in dieser tief gespaltenen Kultur etwas verändern. Immer mehr Menschen wird inzwischen bewusst, wie schlimm es wirklich ist. Harvey Weinstein ist in Ungnade gefallen, nachdem eine Reihe von Frauen ihn als Sexualstraftäter benannt haben. Seine Verbrechen wurden offengelegt. Seine Opfer sind, zumindest in einem gewissen Ausmaß, zu ihrem Recht gekommen. Frauen und Männer melden sich zu Wort und nennen Menschen im Verlagswesen, im Journalismus, in der Techbranche beim Namen, die sexuelle Belästigungen oder Schlimmeres begehen. Frauen und Männer sagen: »So schlimm ist es wirklich.« Endlich gibt es für Sexualstraftäter Konsequenzen. Mächtige Männer verlieren ihre Jobs und haben weniger oft die Gelegenheit, Schwächere auszubeuten.

Ich hoffe, dass aus dieser Situation eine Bewegung entstehen wird, und ich hoffe, dass die folgenden Essays einen wichtigen Beitrag dazu leisten. Die hier versammelten Stimmen sind wichtige Stimmen, die Gehör verdienen.

AUBREY HIRSCH

Fragmente

Er sagt: »Du solltest damit lieber nicht so herumwedeln.« Du bist mit deinem Freund James im Speisesaal auf dem Campus und hast gerade eine rostrote Antibabypille aus der Öffnung der blauen Gummihülle gedrückt.

Du sagst: »Das hab ich nicht. Ich nehme sie nur.«

Er sagt: »Du solltest sie in deinem Zimmer nehmen. Allein. Privat.«

»Ich muss sie zum Essen einnehmen«, sagst du, »sonst kriege ich davon Magenschmerzen.« So ist das schon, seit du mit fünfzehn angefangen hast, sie zu nehmen. Jahre bevor du überhaupt Sex hattest, und selbst wenn du mit einem Mann schläfst, hast du solche Angst vor einer ungewollten Schwangerschaft, dass du erst verheiratet sein willst, bevor du ihn in dir kommen lässt.

Du nimmst die Pille, weil deine Periode eine furchtbare Bestie ist. Die Hormone galoppieren durch deinen Körper, du wachst mitten in der Nacht auf und krümmst dich. Dein Magen krampft sich zusammen, deine Eingeweide rebellieren. Die Pille hilft dagegen. Auch wenn du es nicht magst, dass du sie jeden Tag nehmen musst. Schon vom Geruch der blauen Gummihülle wird dir ein bisschen übel, wenn du sie pflichtbewusst jeden Nachmittag zur selben Zeit aus

dem Portemonnaie nimmst, um die Bestie in dir im Zaum zu halten.

Er sagt: »Trotzdem sollten das nicht alle sehen. Du willst doch nicht, dass irgendein Typ das mitkriegt und denkt, er kann es mit dir treiben, ohne dass es Konsequenzen hat.«

Du legst dir die Pille auf die Zunge und steckst die Packung wieder in die Tasche. James beobachtet dich, wie du das Wasserglas an die Lippen setzt. Du schluckst. Schwer.

Wenn Rape Culture eine Flagge hätte, wäre das so ein Titteninspektor-T-Shirt.

Wenn Rape Culture eine eigene Küche hätte, wäre das der ganze Scheiß, den man so schlucken muss.

Wenn Rape Culture ein Stadtzentrum hätte, würde es dort nach AXE-Bodyspray riechen und nach dem Parfum, das sie auf Tampons tun, damit die Scheide nach Weichspüler riecht.

Wenn Rape Culture eine Landessprache hätte, wären es Herrenwitze und eine peinliche Lachkonserve. Rape Culture spricht alle Sprachen.

Wenn Rape Culture einen Nationalsport hätte, es wäre ... na ja ... irgendwas mit Eiern.

Auf der Party trinkst du zu viel, weil du auf dem College bist und weil du immer zu viel trinkst. Die Party ist eine Party wie alle anderen, mit Bier-Pong und basslastiger Musik. Alle trinken Bier mit viel Schaum aus roten Einwegplastikbechern. Bestimmt gibt es irgendwo sogar Schwarzlicht.

Daniel weiß, dass du kein Bier trinkst, deshalb hat er dir eine Flasche billigen Wodka mitgebracht, und du trinkst ihn gemischt mit noch billigerem Orangensaft.

Eine Zeit lang lässt du dich treiben, sprichst mal hier, mal

dort mit einem Grüppchen. In der Küche packt ein Junge, ein Baseballspieler, seinen Schwanz aus, um allen zu zeigen, wie groß er ist. Er ist wirklich sehr groß.

Das Letzte, woran du dich erinnerst, ist, dass du dich aufs Sofa legst. *Nur kurz die Augen zumachen*, denkst du. *Nur eine Minute*.

Als du aufwachst, liegst du in einem Bett oben im Schlafzimmer, wo du vorher noch nie warst. Daniel liegt neben dir. Du bist angezogen, nur die Schuhe fehlen.

»Hey«, sagst du und drückst die Handflächen gegen die Schläfen. Wenn du fest genug drückst, hört vielleicht das Hämmern auf.

»Du bist eingeschlafen«, sagt er, noch bevor du fragen kannst. »Ich habe dich hochgetragen.«

Du sagst: »Getragen?«

»Ja. Ich wollte dich nicht bei den ganzen Typen da unten auf dem Sofa liegen lassen, bewusstlos, wie Freiwild oder so.«

»Hast du mir die Schuhe ausgezogen?«

»Ja. Damit du schlafen konntest.«

Dein Mund ist trocken. Alles ist verschwommen. Du reibst dir die Augen und holst Luft, um dich bei Daniel zu bedanken, da sagt er: »Ich hab dir auch die Kontaktlinsen rausgenommen.«

Du weißt nicht, wohin sie verschwunden ist, aber ganz plötzlich ist deine Dankbarkeit weg.

Solche Geschichten sind keine Erzählung wert. Sie haben keinen Spannungsbogen, keinen dramatischen Höhepunkt. Eigentlich geht es um nichts. Man stellt sich vor, wie sich die Zuhörerinnen vorbeugt. »Und was ist dann passiert?« Und du musst sagen: »Nichts. Das ist schon die ganze Geschichte.« »Oh«, sagt sie dann mit schmalen Lippen.

Das sind kleine Ausschnitte von Dingen, die passiert sind, oder von Dingen, über die du nachdenkst. Sie sind nicht sehr spannend, und das weißt du. Es gibt keine echte Bedrohung. Und es gibt keine Auflösung.

Trotzdem wirst du sie nicht los. Du denkst noch darüber nach, nachdem es vorbei ist. Manchmal noch lange danach. Daher weißt du, dass sie in irgendeiner Weise wichtig sind. Deshalb kannst du dich noch daran erinnern, wie es auf dieser Party gerochen hat, während der Geruch vom Eau de Cologne deines Großvaters schon seit Jahren aus deiner Erinnerung verblasst ist.

Wenn du Kreatives Schreiben unterrichtest, begegnen dir irgendwann Texte mit Vergewaltigungsgeschichten.

Die erste Geschichte ist mit voller Absicht eine Vergewaltigungsgeschichte. Ein Student reicht sie in deinem Schreibkurs als Belletristik-Hausaufgabe ein. Darin trifft der Held seine zierliche brünette Englischdozentin allein in einer Kirche. Er zieht eine mit vierundzwanzig Karat vergoldete Pistole mit Perlmuttergriff, hält sie ihr an den Kopf, beugt sie über die Lehne einer Kirchenbank und vergewaltigt sie. Als er fertig ist, fährt er im Cabrio davon und hinterlässt eine Tasche voll Geld auf dem Polizeirevier, um der Strafe zu entgehen.

Die zierliche brünette Englischdozentin bist du selbst. Du bist erst zweiundzwanzig, gerade mal ein paar Jahre älter als dieser Student, der jetzt in deinem Büro sitzt, die Mütze tief ins Gesicht gezogen. Du bist zu schüchtern, um ihn wegen dieses gefährlichen misogynen Drecks zu ermahnen. Was ist, wenn du dich irrst? Was ist, wenn er sich bei deinem Vorgesetzten beschwert? Was ist, wenn er dir in der Unterrichtsbeurteilung eine schlechte Punktzahl gibt? Stattdessen kritisierst du die Geschichte, was nicht schwer ist: Es ist eine miserable

Geschichte. »Der Held ist unsympathisch, und das Ende ist lächerlich.« Das sagst du dem Studenten, der neben dir sitzt und grinst. »Und schau hier«, sagst du, »eine falsche Zeitform, und da, ein Kommafehler.«

In der zweiten Vergewaltigungsgeschichte lernt der Held ein Mädchen auf einer Party kennen. Sie ist schön und betrunken, ihre Augen sind glasig, und sie kann kaum noch sprechen. Als sie nicht mehr gehen kann, trägt der Held, der selbst keinen Tropfen getrunken hat, sie nach draußen an den Strand. Er zieht ihr die Kleider aus und schläft mit ihr, wobei sie leise Stöhngeräusche von sich gibt. Dann zieht er sie wieder an und legt sich neben sie in den Sand.

»Der Ton ist ein bisschen verwirrend«, sagst du dem Studenten, als er in deine Sprechstunde kommt. »Es scheint beinahe romantisch zu sein. Sollen wir den Kerl sympathisch finden, obwohl er das Mädchen vergewaltigt?«

Der Student sieht betroffen und überrascht aus. »Er vergewaltigt sie doch nicht. Sie schlafen miteinander.«

Du zeigst sämtliche Belege dafür auf, dass er sie tatsächlich vergewaltigt. Sie ist offensichtlich sehr betrunken. Sie kann nicht mal mehr ohne Hilfe gehen. Sie wird nie selbst aktiv, sondern liegt nur da, während es passiert.

Der Student unterbricht dich: »Die Geschichte basiert praktisch auf dem ersten Mal zwischen mir und meiner Freundin.«

Dir war nicht in den Sinn gekommen, dass er eine Vergewaltigungsgeschichte geschrieben haben könnte, ohne sich dessen bewusst zu sein.

»Ich kann nur sagen«, erwidert du, »dass viele Menschen das als Vergewaltigung lesen werden.«

»Aber das ist es nicht«, sagt er kleinlaut. Es klingt jetzt eher, als wolle er sich selbst überzeugen. »Das war es nicht.«

Die dritte Geschichte begegnet dir in einem Kurs für autobiografisches Schreiben. Die Erzählerin ist auf einer Party sehr betrunken. Sie küsst einen Typen, und von einem anderen wird sie geküsst. Sie flüchtet vor ihm und läuft einem Bekannten in die Arme, den sie in dem Dunst von billigem Bier kaum wiedererkennt. Er ist aggressiv und schiebt sein Glied in sie, während sie zu stammeln versucht: »Halt, warte.«

Du beginnst den Kurs damit, dass du die Studierenden bittest, den Text kurz zusammenzufassen. Jemand meldet sich: »Er handelt von einem Mädchen, das auf eine Party geht, sich betrinkt und mit einem ganzen Haufen Kerle rummacht.«

Interessant. »Möchte jemand etwas hinzufügen oder hat eine andere Interpretation?« Die Studierenden schütteln den Kopf. »Also«, sagst du. »Im ersten Teil geht's ums Rummachen, denke ich. Im zweiten vielleicht um ein Missverständnis. Aber den letzten Abschnitt verstehe ich ziemlich eindeutig als Übergriff.«

Alle Studierenden senken den Blick und lesen den letzten Abschnitt noch einmal. Manche legen den Kopf schief, als wollten sie sagen: *Hmmm*. Das Wort »Vergewaltigung« kommt in dem Text nicht vor, aber da steht »nicht richtig«, da steht »total besoffen« und »übel« und »schwindelig« und »kotzen«. Da steht »ignoriert«. Wie kann es sein, dass sie das nicht gesehen haben? Wie kann es sein, dass ihre Dozentin ihnen sagen muss, was Einvernehmlichkeit ist?

Nach den Regeln des Workshops darf sich die Autorin des Texts nicht äußern, aber du beobachtest, wie sie sich stumm Notizen macht. *Hat sie es gewusst?*, fragst du dich. *Weiß sie es jetzt?*

Du erkennst das Spannungsfeld zwischen »Ich bin ein Körper« und »Ich habe einen Körper«, aber du bist nicht fähig, es aufzulösen. »Haben« impliziert, dass der Körper nur etwas ist, das man besitzt, das man verlieren oder wegwerfen kann. Es impliziert, dass man ohne ihn auskommen könnte. Vielleicht impliziert es auch, dass jemand anderes den eigenen Körper besitzen kann, dass er dann nicht mehr einem selbst gehört. Dass er jemand anderem gehören würde.

Das scheint nicht ganz in Ordnung.

Aber »bin« scheint auch nicht richtig zu sein. Ein Körper zu »sein«, legt nahe, dass man *nur* ein Körper ist. Dass man Fleisch und ein bisschen Blut ist. Harte Knochen und biegsame Knorpel. Ein Geflecht von Adern und Haut. Aber ist das alles?

Du stehst vor dem Spiegel an deiner Kleiderschrantür und machst eine Bestandsaufnahme. Da sind deine Knie, zwei davon. Zwei Ellbogen. Ein Kinn. Ein Oberkörper mit milchschweren Brüsten. Füße. Hände. Knöchel. Zwei Ohr läppchen. Zehn Zehennägel. Ein paar pfenniggroße blaue Flecke. Tausende und Abertausende Haare.

Dann sind da Dinge, die du nicht sehen kannst, von denen du aber weißt, dass sie da sind. Zwei Lungenflügel. Eine Leber. Das Rückgrat, ein Wirbel über dem anderen. Dein Herz, das du mal im Ultraschall gesehen hast. Dein Uterus, den du viermal gesehen hast, aber nie in leerem Zustand. Nerven. Kugelgelenke. Die komplizierten Windungen deines Gehirns.

Die Liste ist lang, aber *so* lang auch wieder nicht. Bei ihrem Anblick fragt man sich: Ist denn nicht mehr an mir als das?

Manchmal sagt man zu dir, ein Glück, dass du Söhne hast, weil die sich mit dem ganzen Scheiß nicht befassen müssen.

Es ist richtig, dass deine Kinder, da sie beide Jungen sind, privilegiert sein werden, aber die Vorstellung, dass sie sich »nicht mit Rape Culture befassen müssen«, lässt dich erschauern. Du willst sehr wohl, dass sie sich mit Rape Culture »befassen«, so wie man sich mit einem Kakerlakenproblem »befasst«.

Manchmal überlegst du, was du ihnen sagen wirst, und zu deiner Überraschung weißt du es nicht. Es sind die Worte, die dir fehlen, nicht die Inhalte. Die Inhalte sind da.

Auch wenn du noch nicht ganz sicher bist, was du sagen wirst, möchtest du, dass sie die folgenden Dinge wissen:

Es ist nicht okay, das Mädchen zu schlagen, das ihr mögt. Und es ist nicht okay, das Mädchen zu schlagen, das ihr liebt.

In dieser Welt wird Frauen erzählt, sie sollen immer höflich nicken, egal, was sie im Inneren empfinden. Nehmt ein höfliches Nicken nie als Antwort. Wartet, bis sie es sagt: »Ja!«

Nicht jeder und jede kriegt Sex, wenn er oder sie es möchte. Nicht jeder und jede bekommt Liebe, wenn er oder sie es möchte. Das gilt für Männer genauso wie für Frauen. Eine Beziehung ist nicht die Belohnung dafür, dass man ein netter Kerl ist, auch wenn es die Kinofilme noch so oft erzählen.

Für Verhütung seid auch ihr verantwortlich.

Beleidigt eine Frau nie mit einem Ausdruck, den ihr nicht auch für Männer benutzen würdet. Sagt »Dummkopf« oder »Rindvieh« oder »Arsch«. Sagt nicht »Schlampe« oder »Nutte« oder »Flittchen«. Wenn ihr »Arsch« sagt, kritisiert ihr ihre Einparkfähigkeiten, wenn ihr »Schlampe« sagt, kritisiert ihr ihr Geschlecht.

Jetzt kommen ein paar Sätze, die ihr kennen solltet. Übt sie vor dem Spiegel, bis sie euch so leicht über die Lippen gehen wie Songtexte, die ihr auswendig könnt. »Möchtest du das?« »Das ist nicht lustig, Alter.« »Fühlt sich das gut an?« »Ich mag dich, aber ich glaube, wir sind beide ein bisschen betrunken. Lass es uns ein andermal machen.«

Deine Cousine schreibt dir aus heiterem Himmel eine Nachricht. »Die haben mich voll gefickt bei der Bank.«

»Oh Gott«, antwortest du. »Bist du okay?« Deine Gedanken rasen. Du überlegst, in welchem Krankenhaus sie wohl ist, ob sie den Täter anzeigen wird, warum sie sich bei dir meldet und was du überhaupt tun kannst, um diese Katastrophe ein kleines bisschen zu lindern.

Der blinkende Kreis auf deinem Handy, das Zeichen, dass sie tippt. Dann treten Worte an seine Stelle, auf die du dich nur mühsam konzentrieren kannst: »Ja! Ich hab meinen Scheck auf das falsche Konto eingezahlt und deshalb meine Kreditkarte überzogen. Ich muss 175 Dollar Gebühren zahlen!«

Du wartest auf den Kreis, aber der erscheint nicht. Nach einer Weile wird dir klar, dass das schon alles war. Mit »Die haben mich gefickt« meinte sie »Ich musste Überziehungsgebühren zahlen«.

Eine Zeit lang starrst du auf deine Tastatur, auf die Buchstaben und Ausrufezeichen und die starrgesichtigen Emojis, dann legst du das Handy weg. Dir fällt einfach nichts dazu ein.

Jordana hat eine neuartige Anti-Vergewaltigungs-Unterwäsche entwickelt. Wenn sie eine Charge von fünftausend Stück bestellt, kann sie die für 2,25 Dollar produzieren lassen und für 4 Dollar das Stück verkaufen. Wenn sie zehn-

tausend Stück bestellt, kann sie sie für 1,90 Dollar das Stück produzieren lassen und für 3,50 Dollar verkaufen. In Anbetracht dieser Zahlen und selbst wenn man Importzölle außer Acht lässt, wie will sie die Vergewaltiger dazu bringen, sie zu tragen?

Marc macht täglich um 18:25 Uhr Feierabend. Mit einer konstanten Geschwindigkeit von 9,6 km/h läuft er elf Blocks nach Norden, drei Blocks nach Westen und einen Block nach Süden, um zu seiner Wohnung zu kommen. Sein Heimweg führt ihn an dem Diner vorbei, in dem Gina arbeitet. Wenn sie die Nachmittagschicht hat, macht sie Feierabend, kurz bevor Marc vorbeiläuft. Sie läuft elf Blocks nach Norden mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 8,8 km/h. Es ist Winter und wird früh dunkel. Wie viel Abstand sollte Marc hinter Gina halten, damit sie keine Angst haben muss, dass er sie überfallen will?

Carla überarbeitet ihr Online-Dating-Profil. Als sie »Cheerleaderin« hinzufügt, steigen ihre Nachrichtenanfragen um 11 Prozent. Als sie ihre Figur statt mit »durchschnittlich« als »dünn« beschreibt, steigen die Nachrichtenanfragen um 42 Prozent. Als sie »Feminismus« als Interesse angibt, gehen die Anfragen um 86 Prozent zurück, und die Anzahl der Vergewaltigungsdrohungen, die sie erhält, verdreifacht sich. Angenommen, sie hat im Schnitt drei Dates pro Monat, wie viele Stunden muss sie mit einem beliebigen Mann verbringen, bis sie sich sicher genug fühlt, ihm ihre Privatadresse zu geben?

In Montana wird ein Kind vergewaltigt. Der Vergewaltiger ist einunddreißig, das Kind fünfzehn. Das Schutzalter ist sechzehn. Auf Unzucht mit Minderjährigen stehen in Montana zwei bis hundert Jahre Bundesgefängnis und eine Geldstrafe von bis zu 50000 Dollar. Wenn aber der Vergewaltiger

nur zu dreißig Tagen Gefängnis verurteilt wird, um wie viel älter als ihr wirkliches Alter muss sich das Mädchen verhalten haben, als sie ihn verführt hat?

Du hast eine neue Masche: Wenn dir ein Mann auf der Straße etwas hinterherrscht, rufst du zurück. Du hast es satt, so zu tun, als würdest du diese Männer nicht hören. Du hast es satt, den Blick beschämt auf den Gehweg zu richten. Du hast es satt, das hinzunehmen, als wäre es eine Art Steuer, die du für das Privileg bezahlen musst, dich als Frau in der Öffentlichkeit zu bewegen.

Vielleicht ist es dumm, aber du denkst, du könntest diesen Männern erklären, was du empfindest, und sie würden dir zuhören.

Du trägst deinen Entschluss wie eine Rüstung, und es dauert nicht lange, bis sich eine Gelegenheit bietet, deinen Plan in die Tat umzusetzen. Du kommst aus dem Supermarkt, in jeder Hand eine Tüte Lebensmittel, als ein Mann hinter dir sagt: »Hey, hey, hey! Was für eine Schönheit!«

Du bleibst stehen, und er geht an dir vorbei. Jetzt oder nie.

Du sagst: »Kann ich einen Moment mit Ihnen sprechen?«

Er bleibt in etwa einem Meter Entfernung stehen und dreht sich zu dir um.

»Warum haben Sie das gerade zu mir gesagt?«

Anstatt zu antworten, probiert er es noch mal mit seinem Spruch: »Hey, schönes Mädchen.«

»Darf ich Ihnen etwas sagen?«

Er antwortet nicht, aber er geht auch nicht weg. Er wirkt verwirrt, wie wenn man im Aufzug die Taste für eine bestimmte Etage drückt, aber die Türen nicht zugehen und man einfach weiterdrückt. Warum hältst du nicht den Mund? Das hat er nicht erwartet.

Du sagst: »Ich fühle mich nicht geschmeichelt, wenn Sie so etwas zu mir sagen. Ehrlich gesagt bin ich nicht mal wütend. Ich habe Angst. Wussten Sie das?«

»Warum? Warum hast du Angst? Angst vor mir?«

»Ja«, sagst du. »Wenn Männer wie Sie mir auf der Straße hinterherrufen, habe ich Angst, dass sie mir etwas tun wollen.«

»Oh, ich bin dir unheimlich. Das willst du mir sagen?« Jetzt kommt er in Bewegung. Er macht einen großen Schritt auf dich zu, und, verdammt, du zuckst zurück.

Du sagst: »Ja.« Du versuchst, das Wort hart wie Stahl klingen zu lassen, doch es zerknittert schon in deiner Kehle wie Alufolie. Du gehst zu deinem Auto.

Er folgt dir und ruft: »Jetzt mache ich dir Angst, ja? Jetzt hast du Angst vor mir!«

Er hat recht. Er macht dir Angst. Du hast Angst. Aber da ist auch noch etwas anderes, etwas Neues. Bis gerade hast du wirklich geglaubt, diese Männer wüssten womöglich nicht, was ihre Sprüche bei Frauen auslösen. Du hast gedacht, sie versuchten vielleicht, nett zu sein. Aber jetzt kennst du die Wahrheit – sie wissen, dass es dir Angst macht. Und es gefällt ihnen.

Die Angst ist immer noch da, ja, aber jetzt ist da auch Wut. So viel Wut, dass sie einen Teil der Angst besiegt. Wenn du das nächste Mal einem Mann Kontra gibst, der dir hinterherruft, ist es schon leichter. Und das Mal danach ist es noch leichter.

Jetzt gehen dir die Worte leicht über die Lippen. Du hast sie so lange im Kopf und auf der Zunge gewälzt, dass sie glatt wie Glas sind. »Warum sagen Sie so etwas zu mir?« »Das ist übergriffig.« »Es ist verletzend, so mit Frauen zu sprechen.« »Sie sollten so etwas nicht mehr sagen.«

Der Lohn, den du für diese Mühen erhältst, ist klein, aber er bedeutet dir viel. Es ist die Verblüffung auf dem Gesicht des Mannes. Manchmal murmelt er sogar ein dünnes »Entschuldigung«, bevor er sich eilig davonmacht. Er will kein Gespräch. Dass er dir hinterherruft, soll nicht dazu dienen, mit dir in Kontakt zu kommen, er testet nur etwas aus. Er muss seine Macht spüren wie ein Totem in der Hosentasche. Er will sich vergewissern, dass sie noch da ist.

Beim nächsten Mal, sagst du dir nach vollbrachter Tat, wird dieser Mann nicht gedankenlos einer Frau hinterherrufen. Beim nächsten Mal wird er sie kommen sehen, wird den Mund öffnen, um etwas zu sagen, und für einen Moment, für einen vollkommenen Augenblick, wird er Angst vor ihr haben.

JILL CHRISTMAN

Slaughterhouse Island

Die Schwierigkeit, diese Geschichte zu erzählen, liegt darin, dass es mir sogar dreißig Jahre später noch schwerfällt, die hartnäckigen Überreste der Scham abzulegen, und das, obwohl ich – zweifelsfrei – weiß, wo die Schuld liegt. Ich kratze die letzten klebrigen Reste mit dem Daumnagel ab.

Ja, ich habe einige Dummheiten gemacht. Wie wir alle. Aber heute weiß ich, dass wir ein Recht darauf haben, Kinder zu sein, die ihre tief sitzenden Unsicherheiten hinter Eitelkeit verstecken. Wir tragen bauchfreie Tops und enge Jeans mit Spitzengürtel und dazu hochhackige Stiefel. Wir betrachten uns zehnmal in dem großen Spiegel im Wohnzimmer und recken den Hals, um zu sehen, wie fett unser dürrer kleiner Hintern von hinten aussieht, wir kippen sogar zuckrig süße Drinks und schlucken harmlos aussehende Pillen, von denen wir hoffen, dass wir uns davon besser fühlen oder schneller tanzen oder hübscher aussehen oder einfach nur vergessen. Wir wollen, dass zur Abwechslung mal irgendetwas einfach ist. Wir treffen jede Entscheidung auf einer alltäglichen Skala zwischen Voraussicht und purer Selbstsabotage.

Und trotzdem verdienen wir es nicht, vergewaltigt zu werden. Niemals.

Wie konnte es sich überhaupt so tief in unseren Köpfen verankern, die Schuld bei den Opfern zu suchen? *Dreh es doch mal um*, sage ich mir, mit dem Daumnagel kratzend. *Stell es dir umgekehrt vor. Was hätte Kurt tun müssen, damit ich geglaubt hätte, ich hätte das Recht, ihn zu vergewaltigen?*

Es gibt keine Antwort auf diese Frage.

Ich will die Zeit zurückdrehen. Ich will in dieses italienische Restaurant in Eugene, Oregon, gehen, wo mein achtzehnjähriges Ich sein erstes, unbehagliches Date mit Kurt hat. Ich will die Hand der jungen Frau nehmen und sie bitten, mit mir auf die Toilette zu kommen. Statt zuzulassen, dass sie die vier Bissen Pasta in Sahneseauce wieder auskotzt, die sie zu Abend gegessen hat – und ich weiß, dass sie an nichts anderes denken kann, während sie Kurts spitze Zähne im Kerzenlicht blitzen sieht –, will ich sie in die entgegengesetzte Richtung zum Ausgang ziehen.

Wir würden das Restaurant zusammen verlassen, ich würde sie ins Wohnheim zurückbringen, und wir würden uns unterhalten. Irgendwie würde ich sie vor dem bewahren, was uns als Nächstes passieren wird, obwohl ich weiß, Süße, dass es nicht deine Schuld ist. Nichts davon ist deine Schuld. Hörst du mich?

Nicht. Deine. Schuld.

Aber von hier aus der Zukunft kann ich bloß zusehen.

»Du fährst einen Porsche«, sagte ich – mit kaum hörbarem e, wie Borscht, nur ohne das t am Ende. Ich ließ mich in die weichen Ledersitze von Kurts elegantem silbernem Auto sinken und hoffte, dass meine Freund*innen im zweiten Stock des Erstsemesterwohnheims uns hinter den Vorhängen beobachteten. Er beugte sich zu mir. Sein Atem roch zu stark nach Pfefferminz, das bereits schütter werdende Haar glänzte in

der Frühlingssonne vor Gel, und er ließ die Hand vom Schalter auf mein Bein rutschen. Ich glaube, er wollte sexy aussehen, aber es wirkte nur irre.

»Por-schäh«, sagte er. »Menschen, die keinen Por-schäh haben, sagen Porsche. Leute, die Por-schähs fahren, sagen Porschäh.«

Ich zog mein Knie einen Millimeter zur Seite, ein minimaler Einwand, und sagte: »Na ja, ich habe ja keinen Porsche, also nenne ich ihn lieber Porsche.«

»Du bist ja jetzt mit mir zusammen«, sagte er, die Lippen zu einem Lächeln verzogen. »Jetzt kannst du dieses Auto Por-schäh nennen.«

Ich hatte noch nie vorher ein solches Date gehabt – wie ich mir ein echtes College-Date vorstellte, bei dem Kurt alles öffnete, zurechtrückte, festhielt oder übernahm, was es zu öffnen, zurechtzurücken, festzuhalten oder zu übernehmen gab: die Tür des Por-schäh, meinen Stuhl am Tisch, mich am Arm, als mir ein anderer Mann zu nahe kam, und natürlich die Rechnung. Wir gingen in ein schickes italienisches Restaurant mit weißen Leinentischtüchern, Kerzen und gedämpftem Licht, wo wir uns darüber unterhielten, wie viel Zeit wir im Fitnessstudio am Rande des Campus verbrachten: ich, die in den Aerobic-Kursen alle Kalorien verbrannte, die ich in schwachen Momenten zu mir genommen hatte, und er, der in der Testosteronbrühe des großen Fitnessraums riesige Eisenscheiben hochstammte und runterknallen ließ.

Wir waren beide zu stark gebräunt. Damals bekam man in den überheizten Kabinen im Einkaufszentrum nahe dem Campus zehnmal Solarium für 20 Dollar. Ich war im ersten Jahr am Honors College, las Darwin und Shakespeare und Austen, war schwer beeindruckt von Mary Shelleys *Franken-*